

Subsistenzwirtschaft, Globalwirtschaft, Regionalwirtschaft

Veronika Bennholdt-Thomsen

In: Jochimsen, Maren A./ Knobloch, Ulrike (Hg.): *Lebensweltökonomie in Zeiten wirtschaftlicher Globalisierung*, Bielefeld: Kleine Verlag, 2006, S. 65-88

Subsistence includes all the material (food, clothing, housing) and immaterial (caring, social relations) aspects of our daily sustenance. Due to human nature, the subsistence production cannot disappear, otherwise we would die. Therefore even in the globalised economy all goods and services cannot be transformed into commodities. Empirical findings from a fertile rural region in the centre of Germany show how the subsistence needs contribute to maintain or to reinvent community relationships as well as regional exchange. Against the predominant faith that fully industrialized agriculture, as well as complete dependence from world market relations are unavoidable in highly developed rural Germany, due to the subsistence approach many elements of local formal and informal economy can be described. Through an exposition the local people became aware of what they themselves believed had long since disappeared and started to think anew about alternatives to the destructive effects of globalisation.

Subsistentes Wirtschaften¹ hat es immer gegeben und wird es immer geben, solange Menschen auf diesem Globus leben. Es sei nur an das berühmte Experiment erinnert, demzufolge Kaiser Friedrich II. zu Beginn des 13. Jahrhunderts mehrere Kleinkinder, Findelkinder, zwar materiell gut versorgen ließ, aber jegliche menschliche Ansprache verbot. Der Überlieferung nach wollte er herausfinden, welches die „Ursprache“ sei. Die Kinder haben das Experiment nicht überlebt.

Auch im 21. Jahrhundert würden wir eine Versorgung ohne die damit verbundene, unmittelbare, menschliche Zuwendung nicht überleben und zwar als Individuen nicht, als auch als gesellschaftliche Organismen nicht. Oder anders ausgedrückt, nicht alle Güter und Dienste können rein kommerziell konsumiert werden, am wenigsten die der alltäglichen Versorgung, dem Bereich der Subsistenzproduktion par excellence. Selbst die Tiefkühlpizza muss eingekauft, aufgebacken und auf den Tisch gestellt werden. Am besten auf einen fürsorglich gedeckten Tisch, an dem vertraute Menschen sitzen, damit sie auch munden. Auf gesellschaftlicher Ebene erleben wir zurzeit ein ähnliches Experiment wie das Kaiser Friedrichs II. im 13. Jahrhundert. Die Wirtschaft soll um den menschlichen Faktor bereinigt werden. Nun sollen einzig und allein die reinen Marktmechanismen gelten. „Je weiter voneinander entfernt die Märkte liegen – der Markt der Rohstoffbeschaffung vom Arbeitsmarkt der Verarbeitung, bis hin zum Markt der Endverbraucher –, umso eher wird der Vorgang als Wirtschaften verstanden. Dasselbe gilt, je fremder, ferner und schwerer identifizierbar die Kapitalgeber sind – Banken, Aktiengesellschaften, Holdings, der Weltmarktkonzern als Investor. Je unbekannter die Orte und Landschaften sind, die ein Produkt hervorbringen, je weniger erkennbar die Menschen in diesem Prozess, umso eher scheint es sich um „richtige Wirtschaft“ zu handeln“ (Baier/ Bennholdt-Thomsen/ Holzer 2005: 7).

¹ Subsistenz ist das, was wir notwendig zum alltaeglichen Ueberleben brauchen, Essen, Kleidung, ein Dach ueber dem Kopf, ebenso wie die dazu gehoerige Fuersorge und Geselligkeit. Mit anderen Worten, „Subsistenz ist schlicht die Weise, wie die Menschen ihr eigenes Leben herstellen und alltaeglich reproduzieren und wie sie diesen Prozeß materiell, stofflich und sozial in den eigenen Haenden halten.“ (V. B-Th, 2003 a: 249)

Die Subsistenzproduktion jedoch verschwindet mit der Industrialisierung und Proletarisierung nicht, sondern sie verändert ihren Charakter (Bennholdt-Thomsen 1981). Aus einer Produktionsweise, die alle gesellschaftlichen Beziehungen bestimmte, wird sie zu einem bloßen Aspekt der Versorgung, der gesellschaftlich vorgeblich nicht mehr relevant ist. Auch in den Augen der linken Kritiker des kapitalistischen Kommerzes ist allein die Lohnarbeit in Fabrikhallen und auf Bürosesseln gesellschaftlich notwendige Arbeit (vgl. Gorz 1989). Der überlebensnotwendigen Subsistenzarbeit hingegen wird kein gesellschaftlicher Status zugesprochen, sondern sie kann „getrost dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der Arbeiter überlassen“ werden, wie Marx das einmal ausgedrückt hat (Marx 1962, MEW 23: 598). „Frauen haben sie (die Arbeitermänner) also auch hier nicht mal zur Fortpflanzung nötig“, kommentiert Christel Neusüß. „Marx geht davon aus, dass ich einfach so bin, mit 18 Jahren fix und fertig vom Himmel gefallen, vielleicht während eines schönen Mairegens“ (Neusüß 1990: 118, 117). Mit der Industrialisierung, dem sich herausbildenden Kapitalismus, wird die Subsistenzproduktion immer mehr unsichtbar gemacht, in den Hintergrund gedrängt und erfährt stetig weniger Wertschätzung. Ihr wird immer weniger Zeit gewidmet, sie wird qualitätsmäßig schlechter, gehetzter, seelenloser. Die Versorgung wird kommerzieller, warenförmiger, und indem der Weltmarkt immer mehr den lokalen Markt ablöst, auch immer abstrakter und anonym. Mit der Globalisierung geht es uns gesellschaftlich-kollektiv so, wie den Findelkindern Kaiser Friedrich II. Wir Menschen der nördlichen Halbkugel mögen stofflich-materiell gut versorgt sein, vielfach auch eindeutig übertversorgt, dennoch leiden wir Mangel. Es fehlt uns an menschlicher Ansprache, an jener menschlichen Nähe, gemeinschaftlichen Verbundenheit und Sicherheit, die die Subsistenzversorgung mit sich bringt. Die großen Probleme unserer Zeit sind Vereinzelung, Einsamkeit und Existenzangst, sowie, aus Mangel an emanzipatorischen Konzepten, der Rückgriff auf rassistische, völkische Vorstellungen von Gemeinschaftlichkeit.

Abtrennen des Wirtschaftens vom Wirtschaften

Die Meinung, dass die Subsistenzwirtschaft im Verschwinden sei, ja verschwinden soll, wird in den 1950er und 60er Jahren im Zuge der internationalen entwicklungspolitischen Debatte propagiert. In der entsprechenden entwicklungspolitischen Theorie wird die Wirtschaft, zumal in den sogenannten Entwicklungsländern in zwei Sektoren getrennt, den traditionellen und den modernen. Vor allem auf dem traditionellen Land herrsche *noch* Subsistenzwirtschaft. Aufgabe der entwicklungspolitischen Maßnahmen sei es, die „Bauern weg von der Subsistenzlandwirtschaft hin zur kommerziellen Landwirtschaft zu ziehen“ (Worldbank 1975: 20).

Geistesgeschichtlich gesehen wird durch die Rede von Entwicklung und Unterentwicklung, Rückständigkeit und Fortschritt weltweit eine Sehweise von Wirtschaften kulturell etabliert, die vorher zwar schon angelegt, aber nicht in der Weise breit verankert war. Das Wirtschaften für die Subsistenz, d.h. produzieren, verarbeiten, vermarkten im Hinblick auf die unmittelbare Versorgung, gilt nun nicht mehr als ökonomisches Tun, sondern als Armut. Nur was über den großen nationalen und internationalen Markt gehandelt wird, nur was in einer Währung abgewickelt wird, die auch einen Wechselkurs zum Dollar hat und nur was auf technische Rationalisierung, hohe Stückzahlen, sowie eine ansehnliche Profitrate ausgerichtet ist, gilt als Wirtschaft. Die UNO fördert dieses verengte Verständnis von Wirtschaft, indem sie in den 1970er Jahren auf der Basis von Bruttosozialprodukt und durchschnittlichem Pro-Kopf-Einkommen festlegt, wie arm oder wie reich ein Land sei, wie entwickelt oder unterentwickelt. Gemessen werden also die Geldströme von Kauf und Verkauf, ausgedrückt

in Dollars, nicht die tatsächliche Versorgung, noch deren Qualität. „Menschen, die (von Frauen angebaute) Hirse verzehren – anstatt kommerziell produzierten und in Umlauf gebrachten industriellen Junkfood zu essen –, werden als arm bezeichnet. Vermarktet wird dieser Junkfood durch das globale Agrobusiness“, so bringt Vandana Shiva die Realität der Entwicklungskriterien auf den Punkt. „Menschen werden als arm erachtet, nur weil sie in Häusern wohnen, die sie selbst gebaut haben. Das Material, das sie hierzu verwenden, ist natürlich und ahmt die Natur nach – Bambus, Lehm anstatt Zement. Menschen werden als arm erachtet, weil sie handgefertigte Kleider aus natürlichen Materialien und keine Synthetikklamotten tragen. Subsistenz – als kulturell definierte Armut – ist nicht gleichbedeutend mit geringer (physischer) Lebensqualität, ganz im Gegenteil, die Subsistenzlandwirtschaft hilft dem Haushalt der Natur und leistet einen Beitrag zum sozialen Wirtschaften. Auf diese Weise gewährleistet sie hohe Lebensqualität – siehe das Recht auf Nahrung und Wasser – sie gewährleistet eine nachhaltige Existenz, sie gewährleistet eine robuste soziale und kulturelle Identität und Lebenssinn.“ (Shiva 2005)

Scheinbar nur auf die Länder des Südens und auf die Lösung ihrer Armutprobleme zugeschnitten, hat der entwicklungspolitische Diskurs in Wirklichkeit aber in den Ländern des Nordens mindestens ebenso viele gesellschaftlich und kulturell tief gehende Wirkungen wie im Süden, nur sozusagen spiegelbildlich verkehrt. Eine Wirkung ist die Blindheit gegenüber den subsistenzproduzierenden Wirtschaftsbereichen im Norden selbst. Man möchte mit der Subsistenzproduktion nichts mehr zu tun haben, denn schließlich ist sie spätestens durch den Entwicklungsdiskurs extrem abgewertet worden. Darin ist deutlich die Botschaft enthalten: Wenn Ihr Euch der Subsistenzwirtschaft zuwendet, oder eben nicht nachdrücklich genug von ihr abwendet, dann werdet Ihr so arm sein, wie jene Armen im Süden. So kommt es, dass uns die Folgeerscheinungen des Ausblendens der Subsistenzproduktion aus der Konzeption von Wirtschaft mit besonderer Wucht treffen, weil wir angesichts der negativen Folgen im Zuge der neoliberalen Globalisierung nicht so richtig wissen, wie uns geschieht. Schließlich haben wir Abstraktheit und Anonymität der wirtschaftlichen Austauschbeziehungen, also die möglichst weite Entfernung von der Subsistenzwirtschaft, als positive, einzig Erfolg (sprich: Entwicklung) versprechende Faktoren sozusagen kulturell verinnerlicht.

Das problematische Ergebnis der Politik und der alltäglichen wirtschaftlichen Entscheidungen entlang dieser Ideologie können wir zwar allenthalben in der Zeitung lesen oder als Arbeitslose am eigenen Leibe erfahren, aber auf die Idee, dass dies mit der fortschreitenden Zerstörung der Subsistenzproduktion zusammenhängen könnte, kommen wir nicht. So können wir täglich der Zeitung entnehmen, dass die große, „richtige“ Wirtschaft boomt, dennoch die Zahl der Arbeitslosen nicht abnimmt. Deutschland, so liest man, ist sowohl Exportweltmeister als auch beliebtes Ziel ausländischer Investitionen; die Deutsche Bank oder der Chemiemulti BASF vermelden im Frühjahr 2005 Rekordgewinne, gleichzeitig kündigen sie an, die Belegschaft um mehrere tausend Stellen zu reduzieren. Es ist das Frühjahr, in dem der Sozialabbau der sogenannten Hartz IV Gesetze mit erzwungenen Wohnungsumzügen, mit erzwungenen Arbeiten gegen einen Spottlohn und mit Schnüffeleien nach „Bedarfsgemeinschaften“ zu greifen beginnt. Die Legitimationssprüche für diese Politik klingen den Menschen noch im Ohr. Es ginge um die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft im Rahmen der globalisierten Ökonomie; zumal die Lohnnebenkosten seien zu hoch und zu viele würden sich faul in der sozialen Hängematte ausruhen. Was die lokale und regionale Wirtschaft angeht, so vermeldet die Handwerkskammer Ostwestfalen-Lippe (OWL) zu Bielefeld in einer Anzeige am 14. Juli 2005: „Das Handwerk in OWL registriert seitdem (seit 2000) jährlich ein Umsatzminus und den Verlust von mehr als 40 000 Mitarbeitern in nur fünf Jahren, bundesweit sind es eine Million...“ (NW 14.7.2005).

Nun treffen also auch uns in Deutschland, im vorgeblich so reichen Norden, die Verarmungsmechanismen und zwar jener Verarmung, vor der gerade wir uns so sicher glaubten, sind wir doch dem entwicklungsideologischen Credo fromm gefolgt. Individuen, Gruppen, Gewerkschaften, Kommunen, Parteien spüren ein ohnmächtiges Ausgeliefertsein an das große, internationale Kapital und an die Arbeitgeber (wer auch immer das sein soll). Vor allem aber fühlt man sich dem Räderwerk einer Wirtschaftsweise unterworfen, die die bloße Existenz an anonymes Geld und an abstrakte Warenflüsse bindet, - zu Recht. Dennoch fällt der Mehrheit keine andere Lösung ein, als sich noch weiter auszuliefern, als um Gnade zu bitten oder sie (einfältig) zu fordern. Es ist der um die Subsistenz und die lebendigen Menschen bereinigte Wirtschaftsbegriff und die daraus folgende Wirtschaftspolitik, die in diesen Problemsumpf führen und die die Phantasie bei der Suche nach Lösungen blockieren.

Zum Zusammenhang von Selbstversorgung und Subsistenzproduktion

Bislang habe ich bewusst den Begriff „Selbstversorgung“ im Zusammenhang mit Subsistenz vermieden, denn mit Selbstversorgung wird häufig fälschlicher Weise nicht nur äußerste Kargheit und Unterentwicklung assoziiert, sondern geradezu prähistorische Autarkie. Es gehört zur Ideologie der Abtrennung der Subsistenzwirtschaft vom Wirtschaften und zu dem daraus resultierenden Mythos des Verschwindens der Subsistenzproduktion, dass ihr selbst für die Vergangenheit jegliche Austauschbeziehungen abgesprochen werden. Diese Idee gehört zur Doktrin, dass es scheinbar schlüssig im Zuge der Höherentwicklung nur den einen kapitalistischen, auf die Steigerung der Profitrate ausgelegten Markt geben könne, die schließlich in dem berühmten wirtschaftsdiktatorischen Anspruch der neoliberalen Globalisierung gipfelt: „There is no alternative“ (Margret Thatcher).² Aber es gab über Jahrtausende Märkte, und es gibt sie immer noch, die dem Austausch von Subsistenzprodukten zum Zweck der arbeitsteilig organisierten Versorgung dienen. Das Ziel der daran Beteiligten war und ist nicht Gewinn, oder Gewinn ja, aber nicht Gewinnmaximierung oder Profit, sondern der Erhalt des Einkommens und Auskommens.

Die Basis der Subsistenzwirtschaft ist die Selbstversorgung. Aber Selbstversorgung sollte eben nicht im Sinne des isolierten, egozentrischen Individuums verstanden werden. Das wäre eine äußerst unhistorische, eurozentrische/ US-zentrische Sichtweise. „Selbstversorgung“ bedeutet eben auch, dass ich den Anderen das zugestehe, was sie zur Selbstversorgung brauchen, so wie sie mir auch. Dabei handelt es sich um eine Jahrtausende geltende Haltung, die unter dem Begriff der ‚moral economy‘ analysiert worden ist (Thompson 1971; Scott 1977; Mies 1994). Mit anderen Worten, zu diesem Verständnis von Selbstversorgung gehört die Reziprozität, also die Einstellung miteinander und nicht gegeneinander zu wirtschaften. Eine Einstellung, die mit der Moderne keineswegs verschwunden ist, sondern die zusammen mit den Subsistenzanteilen unseres Wirtschaftens zurückgedrängt und diskursiv unsichtbar gemacht worden ist. Aber genauso wenig, wie die Subsistenzproduktion verschwinden kann, verschwindet dieser Geist vollends. Oder umgekehrt formuliert, so lange wir subsistent wirtschaften, so lange werden wir einen Begriff von Gegenseitigkeit und miteinander wirtschaften haben. Hier liegen die empirisch nachweisbaren Anknüpfungspunkte für eine andere Ausrichtung der inzwischen globalisierten Ökonomie gerade auch in unseren Breiten.

² Eine umfassende Erwiderung auf Margaret Thatchers Ausspruch und die entsprechende neoliberale Politik findet sich in dem Buch „There Is an Alternative. Subsistence and Worldwide Resistance to Corporate Globalization“ (Bennholdt-Thomsen/ Faraclas/ Werlhof 2001).

Subsistenz ist also nicht nur das, was man braucht zum auskömmlichen, guten Leben, sondern auch eine Geisteshaltung. Es ist eben diese Geisteshaltung, die die entwicklungspolitische Propaganda unterminiert hat und die der Neoliberalismus auszumerzen sich anschickt. So stehen wir in unserer Epoche vor einem menscheitsgeschichtlichen Paradigmenwechsel, was das kulturell geteilte Verständnis von Wirtschaften anbelangt, oder stecken vielleicht sogar schon mittendrin, nämlich weg vom Selbstbild der wirtschaftlich Handelnden als mehr oder minder mitmenschlich Agierende, hin zum Wirtschaften als kriegerisch-erobernde, emotionslos mechanische Tätigkeit, vulgo Wettbewerbswirtschaft genannt.

Für einen historischen Begriff von Subsistenz und Selbstversorgung

Freilich ist Subsistenzwirtschaft im europäischen 16. Jahrhundert etwas anderes als im 21. Jahrhundert, und sie sieht heute in den Bergen des mexikanischen Chiapas anders aus als in der chiapanekischen Landeshauptstadt Tuxtla Gutierrez, oder in dieser und der Bundeshauptstadt Mexiko-Stadt, mit ihren 22 oder 25 Millionen Einwohnern, oder in dieser und der sogenannten ostwestfälischen Metropole Bielefeld mit ihren 300 000 Einwohnern. Historisch verändert sich die Subsistenzwirtschaft von einer gesamtgesellschaftlich bestimmenden Produktionsweise der Selbstversorgung, durchaus mit ihren Austauschprozessen und ihren Märkten, eben subsistenzwirtschaftlichen Märkten, hin zu einem Aspekt der Alltagsökonomie, der immer mehr von der kapitalistisch-kommerziellen Ökonomie als der gesellschaftlich bestimmenden Produktionsweise vereinnahmt wird, oder zutreffender formuliert, kolonisiert wird. Denn immer noch mehr Subsistenztätigkeiten und –produkte werden in Waren verwandelt und der profitorientierten Kommerzialisierung unterworfen. Selbst die Geselligkeit wird zum ‚fun‘-Ereignis uminterpretiert (Disneyland), und aus dem Waldspaziergang wird ein Gang durch den Walderlebnispark, gegen Eintritt versteht sich.

So, wie es falsch ist, die Wirtschaft der „Entwicklungsländer“ in traditionale und moderne Bereiche aufzutrennen, macht es auch wenig Sinn, die Wirtschaftsweise der gegenwärtigen chiapanekischen indianischen Bauern und Bäuerinnen mit derjenigen der bäuerlichen Dörfer im Europa des 16. Jahrhunderts gleichzusetzen. Die Kleinbauern in Chiapas produzieren Kaffee für die Bielefelder Kaffeetasse, werden täglich im Krieg der niedrigen Intensität von Hubschraubern des mexikanischen Bundesheeres überflogen und sichern gleichzeitig ihre Grundnahrungsmittel Mais und Bohnen mittels Selbstversorgung. Die Subsistenzproduktion bestimmt zwar ihr Wirtschaften, aber dennoch ist ihre Wirtschaftsweise so modern, wie die der Bielefelderin, die den Kaffee im Weltladen einkauft, ihn nach Hause trägt, aufbrüht und ihrem Besuch einschenkt; im übrigen auch eine Selbstversorgungs-Tätigkeit.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich, dass die chiapanekische Subsistenzproduktion in Zeiten der wirtschaftlichen Globalisierung ganz anders zu analysieren ist, als wenn sie Bestandteil einer gesamtgesellschaftlichen Produktionsweise der Subsistenzwirtschaft wäre. Dasselbe gilt für die StadtbewohnerInnen von Tuxtla Gutierrez, von Mexiko-Stadt oder Bielefeld. Dennoch sorgen sie und arbeiten sie alle für ihre Subsistenz. Deshalb macht es Sinn, begrifflich zwischen *Subsistenzwirtschaft* als der gesellschaftlich herrschenden Produktionsweise und *Subsistenzproduktion*, als einem Aspekt der umfassend kommerzialisierten Produktionsweise, zu unterscheiden. Die Subsistenzproduktion verschwindet mit dem Zurückdrängen der Subsistenzwirtschaft nicht, sondern sie verändert ihren Charakter, sie bleibt notwendig. Sie ist und bleibt die Basis mitmenschlicher Austauschbeziehungen, welche uns auch das imperialistische, neoliberale „brainwashing“ nicht so leicht austreiben kann.

Freilich könnte man behaupten, dass jegliches Wirtschaften zum Ziel habe, die menschliche Subsistenz zu gewährleisten. Das aber macht wenig Sinn, denn es geht gerade darum, den entscheidenden, aber in der herrschenden Wirtschaftstheorie völlig ignorierten und nachgerade verschleierte Unterschied zu benennen zwischen einer bloß quantitativ verstandenen Versorgung und einer qualitativen, menschlich-ethischen, nämlich die Mitmenschen und die Mitwelt berücksichtigenden Versorgung. Der nur quantitative Versorgungsbegriff gehorcht dem wirtschaftswissenschaftlichen Grundpostulat der Knappheit; dass die Kunst des Wirtschaftens darin bestünde, den grenzenlosen Bedürfnissen der Menschen mit den stets zu knappen Mitteln zu begegnen. Wohingegen ein Begriff von Wirtschaft, der an der Subsistenzversorgung orientiert ist, dankbar die Fülle der Gaben und Bedingungen, die die Natur bereit hält, zur Kenntnis nimmt, ferner die Menschen nicht als maßlos wahrnimmt, sondern als durchaus fähig, Befriedigung zu empfinden.

Gleichzeitig zeigt dieser Subsistenzbegriff auf, wie und wodurch die menschlich-ethische Versorgung in die Welt kommt und in ihr bleibt, nämlich durch die Selbstversorgung. Dadurch ist das Verständnis von Subsistenz gleichsam geerdet oder in der Natur verankert, sowohl der inneren menschlichen Natur als auch der uns umgebenden äußeren Natur. Dem stehen die bloß idealistischen, ebenso vollmundigen wie inhaltsleeren Beteuerungen von globaler ethischer Verantwortung gegenüber, die als Politik solche Stilblüten wie den (Abläss) Handel mit nationalen Ausstoßmengen von CO₂ hervorbringt. Ein Wirtschaften mit einer Subsistenzperspektive würde einfach nicht zu der absurden Idee verleiten, auf diese Weise die bestehende Verschmutzung des Planeten nicht nur festzuschreiben sondern auch noch zu legitimieren, was in der Knappheitsperspektive vor dem Hintergrund geschieht, dass die Versorgung der globalen Menschheit mit den vorgeblich notwendigen Gütern diesen faulen Kompromiss pragmatischer Weise geradezu erzwingt. Subsistenzorientiertes Wirtschaften ist lokal und regional verankert, in den Menschen einer Gegend, ihrer Gesellschaft und ihrer Landschaft und enthält damit die Maßstäbe, die der Maßlosigkeit, den gesamten Globus in das Kalkül der Vernutzung mit einzubeziehen, Einhalt gebieten können.

Subsistenz und regionales Wirtschaften: Das Beispiel der Warburger Börde

Von 1999 bis 2002 habe ich zusammen mit meinen Kolleginnen Andrea Baier und Brigitte Holzer die „Ansätze regionalen Wirtschaftens in der ländlichen Gesellschaft“, nämlich in der Warburger Börde in Ostwestfalen untersucht (Baier/ Bennholdt-Thomsen/ Holzer 2005). Dabei ging es uns darum, Anknüpfungspunkte für ein Wirtschaften aufzuzeigen, das die Maßlosigkeit bändigen könnte, d.h. nicht dem Trend der Anonymität und Abstraktheit der Austauschbeziehungen durch die Globalisierung des Marktes folgt. Empirisch untersuchten wir die These, dass lokale und regionale Austauschbeziehungen, also der Kreislauf von Produktion, Verarbeitung, Vermarktung und Konsum in einer Region, der Subsistenzorientierung gehorchen beziehungsweise ihr Raum geben.

Bewusst haben wir eine Gegend gewählt, die sich nicht für eine nostalgische, touristische Inszenierung vergangener Subsistenzwirtschaft eignet, wie es in lieblichen Gebirgslandschaften mit kargen Böden eher möglich ist und durchaus auch geschieht. So kreisen die Vorschläge für gegenwärtige Formen des regionalen Wirtschaftens vielfach um derartige Gegenden und den Tourismus. Die fruchtbaren Böden der Börde hingegen laden geradezu zur großflächigen industriellen Landwirtschaft für den Weltmarkt ein, was sich unmittelbar in einem Landschaftsbild niederschlägt, das touristisch wenig einladend ist. Wiederholte Flurbereinigungen haben die Gegend im wahrsten Sinne des Wortes landschaftlich bereinigt, d.h. drainiert, begradigt und in Planquadrate ohne Feldraine und

Knicks eingeteilt, die sich gut für die industriell-mechanisierte Landwirtschaft eignen. Dennoch gibt es genügend andere Bereiche des regionalen und wirtschaftlichen Kosmos, in denen die Subsistenzorientierung deutlich spürbar ist und die ein Gegengewicht zum Globalisierungstrend bilden. Unser Interesse war, wie gesagt, ganz im Gegensatz zum Zeitgeist genau jene Aspekte in den Blick zu nehmen, die dem wirtschaftlichen Ohnmachtsgefühl des „there is no alternative“ zuwiderlaufen, und zwar auch und gerade unter Bedingungen, die vorgeblich für gegenläufige Tendenzen keinen Raum bieten.

Hier, wie aber auch für die Stadt (Bennholdt-Thomsen 2003: 242 ff.) geht es uns darum, den reichen Schatz an Erfahrungen, an Wissen und an funktionierenden Formen mitmenschlichen Wirtschaftens aufzudecken, über den wir nach wie vor im Gegensatz zur kriegerisch-wölfischen Tendenz verfügen. Mit andern Worten, es gibt Vieles gegen die gesellschaftlich so zerstörerischen, Unfrieden stiftenden Mechanismen der neoliberalen wirtschaftlichen Globalisierung zu verteidigen und zwar auf einer Handlungsebene, die zivilgesellschaftlich auch wirklich in unserer Macht liegt.

Dank des guten Bodens und seiner sicheren Erträge haben sich in der Warburger Börde aber auch eher bäuerliche Besitz- und Sozialstrukturen erhalten, als etwa in der nördlichen, niedersächsischen, sandigen Ebene um Vechta und Cloppenburg. Dort im Norden mussten kleine und mittlere landwirtschaftliche Betriebe schneller aufgeben oder sich auf Kosten der anderen ausweiten, sowie auf intensive, industrielle Tiermast (Hühner und Schweine) umstellen; eine Entwicklung, die durch die Nähe zu den Importhäfen für Tierfutter, vor allem Soya aus Übersee, noch begünstigt wurde. Aber auch in der Warburger Börde hat die Intensivmast für den großen überregionalen Markt mit Verbindung zum Weltmarkt in den 1970er Jahren Einzug gehalten und weitet sich aufgrund des EU-bedingten Verfalls der Getreidepreise immer mehr aus, denn es ist sinnvoller, das Getreide in das Vieh zu füttern, als unter Gestehungskosten zu verkaufen. Aber ebenfalls Brotgetreide und Biergerste haben hier nach wie vor ihren Platz, wie vor allem die Zuckerrübe, die auch dem relativ kleinen Hof lange Zeit ein sicheres Geldeinkommen garantierte, das nun allerdings im Zuge der neuen EU-Zuckermarktordnung (ab 2005/06) gefährdet ist. An den Rändern der Börde, die mit ihren rund 15 Kilometern Durchmesser sehr überschaubar ist, gibt es auch nach wie vor Wiesen und Weiden für die Milchviehhaltung, was zumindest landschaftlich gesehen weniger industriell und mehr bäuerlich wirkt. Aber ansonsten werden Rinder, wenn überhaupt noch als Milchvieh, in immer größeren Ställen gehalten und mit Maissilage und Getreide gefüttert, oder in Form intensiver Bullenmast.

Aber die Schweinemast überwiegt inzwischen bei weitem. Sie ist besonders einfach fabrikmäßig zu organisieren. Die einzelnen Altersabschnitte in der Schweineaufzucht werden voneinander abgetrennt, in darauf spezialisierten Betrieben durchgeführt. Die „Produktion“ von Muttersauen ist ein Zweig in Betrieb A, ein anderer die „Ferkelproduktion“ in Betrieb B mit den Sauen aus Betrieb A, wieder ein anderer ist die Ferkelaufzucht in Betrieb C, die schließlich in Betrieb D zur Mast aufgestellt werden. Geliefert werden die Tiere nach Termin in Partien von 60 bis 100 und mehr „Stück“, um dann auch termingerecht zur Schlachtung an die Fleischfabrik geliefert werden zu können. Diese Kette der Liefertermine beginnt im Sauenstall bei der „Ferkelproduktion“, indem die Tiere mit Hormonspritzen termingerecht zum Abferkeln, also zum Gebären der Ferkel gebracht werden, nachdem sie, wenn auch seltener, ca. 4 Monate vorher mit Hormongaben für die künstliche Besamung vorbereitet wurden. Da die Sauenhaltung für die „Ferkelproduktion“ trotz aller Rationalisierung äußerst arbeitsintensiv ist, und in etwa ab einer Zahl von 300 Sauen nicht mehr von einer vollbeschäftigten Familienarbeitskraft allein bewerkstelligt werden kann, sondern zusätzliche Lohnarbeit erfordert, finden sich größere Sauenställe in der Börde selten. Entsprechend

werden größere Ferkelpartien für die Mast aus Holland, Norddeutschland oder Dänemark bezogen.³

Noch überwiegt in der Warburger Börde der Bauernhof als Familienbetrieb, meist mit dem Landwirt als Hauptarbeitskraft, kombiniert mit einer weiteren mithelfenden Familienarbeitskraft (Altenteiler oder die Ehefrau). Viele Ehefrauen arbeiten zusätzlich als Teilzeitkräfte, vielfach im Niedriglohnssektor, in der näheren Umgebung. Vor allem in Schweinemastbetrieben wird die Bäuerin überflüssig. Hier können tausende von Tieren von einem Landwirt allein gehalten werden, nämlich in Ställen mit Betonspalten und computergesteuerter Fütterung. So entsteht der „moderne Bauernhof“ mit dem Eigenheim, in dem die ländliche Hausfrau und nicht mehr die Bäuerin wirkt, und dem angebautem Intensivmaststall.

Trotz und neben der industrialisierten Landwirtschaft, sowie trotz der Verdrängung des kleinen Einzelhandels durch Supermärkte und Warenhäuser, trotz der erheblichen Reduzierung des lokalen Handwerks – schließlich gehörten bäuerliche Landwirtschaft und Handwerk, wie Stellmacher und Schmied (später Mechaniker), Schreiner/ Zimmerer, Sattler/ Polsterer (später Raumausstatter) und das Nahrungsmittelhandwerk zusammen –, als auch trotz vor allem der Agrarpolitik des „wachsen oder weichen“ seit den 1960er Jahren gibt es in der Warburger Börde nach wie vor viele Bereiche in denen lokal gewirtschaftet wird. Der Reproduktionsmechanismus der lokalen wirtschaftlichen Austauschbeziehungen ist sozialer Natur oder, wie oben formuliert, mitmenschlicher Natur. Oder noch anders gesagt, wir haben in unserer Forschung den Blick in erster Linie auf die menschliche Seite der Austauschbeziehungen gerichtet und erst in zweiter Linie auf die des ökonomischen Gewinns. So konnten wir feststellen, dass die Subsistenzorientierung wesentlich präsenter ist, als den Handelnden zum Teil selbst bewusst ist, und dass sie das lokale und regionale Wirtschaften stützt.

Subsistenzorientierung und Landwirtschaft

Die besonderen Bedingungen der Landwirtschaft gegenüber denjenigen der Industrie führen von vornherein zu einer stärkeren natürlichen Beharrung der subsistenten Ausrichtung in diesem primären im Verhältnis zu anderen Wirtschaftszweigen. Denn Landbewirtschaftung und unmittelbare Versorgung, eben auch Selbstversorgung, sind nie vollständig voneinander zu trennen. Ferner kann man das Land/ den Boden nicht woanders hintransportieren. Ein Bauernhof kann nicht einfach geschlossen und an anderer Stelle wieder eröffnet werden, wie etwa eine Weltmarktfabrik, die auf der Suche nach immer noch billigerer Arbeitskraft in das nächste Land und die nächste Sonderwirtschaftszone wandert. Die Landwirtschaft ist von vornherein lokal gebunden und die Menschen in der Bauernwirtschaft auch und zwar seit Generationen.

Der Hof ist mehr als ein Arbeitsplatz und seine Arbeits- und Wirtschaftskultur unterscheidet sich grundlegend von der Lohnarbeit einerseits und dem unternehmerischen Kapital andererseits. Die aktuell wirtschaftende Generation fühlt sich den vergangenen und den zukünftigen Generationen verpflichtet, als auch dem Land, das das Überleben gewährleistet. Entsprechend sind Bauernhöfe einer Subsistenzlogik und nicht der Profitlogik unterworfen:

³ Auf fast 60% der Höfe in der Börde werden zum Zeitpunkt unserer Untersuchung Schweine gemästet, Tendenz steigend. Allerdings sind dabei Halter mit 30 Mastschweinen auf Stroh genauso mitgezählt, wie der große Maststall mit 2000 Schweinen. Auf 13% der Höfe werden Sauen zur „Ferkelproduktion“ gehalten, einige davon in Kombination mit einem Maststall.

Es geht darum, den Hof zu erhalten sowie ihn weiterzugeben und darum, auf dem Hof dafür das Einkommen und Auskommen zu erwirtschaften, ohne die Existenz des Hofes zu gefährden. Die bundesrepublikanische deutsche Politik des „wachsen oder weichen“ jedoch hat gezielt versucht, diese Logik und diese Kultur des Bewahrens zu durchbrechen, und es ist ihr in erheblichem Maße auch gelungen, aber bei weitem nicht vollständig.⁴

„Wachsen oder weichen“, von FDP-Landwirtschaftsminister Josef Ertl (1969-1983) geprägt, heißt, dass der einzelne Hof größer werden oder schließen sollte, heißt also Wachstum der einen auf Kosten der anderen. Damit wurde die sogenannte Wettbewerbswirtschaft in der deutschen Landwirtschaft forciert, d.h. die Kultur der Profitrate anstelle der Kultur der bäuerlichen Nachhaltigkeit mit ihren Prinzipien der Gegenseitigkeit, der ‚moral economy‘, der Selbstversorgung und des lokalen/ regionalen Wirtschaftens, die nach wie vor darin angelegt waren und trotz alledem immer noch darin angelegt sind.

Eine Jahrtausende währende Tradition ist nicht so leicht zu zerstören. Zum einen halten die Leute auf den Höfen hartnäckiger an der Bewirtschaftung fest, als man von ihnen angesichts der Steine, die ihnen in den Weg gelegt wurden, erwartet hätte. Die Höfe werden entweder als kleiner bis mittlerer Haupterwerbsbetrieb ohne zugespitzte, monokulturelle Spezialisierung, daher Mischbetrieb genannt, von Bauer und Bäuerin fortgeführt.⁵ Dabei hatte die flächenbezogene Subventionierung, also die Bezuschussung von Anbauprodukten pro Hektar die Großen enorm gefördert und die Kleinen entsprechend benachteiligt. Auf diese Weise müssten sie längst sozusagen kaputtsubventioniert sein und aufgegeben haben. Oder die Höfe werden im Nebenerwerb, also zusätzlich zu einer Lohnarbeit des Hofeigentümers betrieben. Selten zusätzlich zur Lohnarbeit der Hofeigentümerin, denn in der Börde, wie in ganz Norddeutschland werden die Höfe in männlicher Linie vererbt.⁶ Nebenerwerbsbetrieb (des Mannes) heißt aber häufig, dass der Hof unter der Regie der Frau (der Partnerin, der Mutter, der Tante) betrieben wird, also ihre Haupterwerbsarbeit ist. Hier, wie insgesamt in den kleinen Betrieben und den Mischbetrieben, Haupt- wie Nebenerwerb, findet sich am ehesten noch die Bäuerin. Oder anders betrachtet, der Beruf der Bäuerin ist in den stärker bäuerlich-

⁴ Im Gegensatz zum Mythos, dass in der europäischen Landwirtschaft überall die Mehrzahl der Höfe aufgeben musste und die verbleibenden landwirtschaftlichen Betriebe auf wesentlich größeren Flächen wirtschaften würden, weil dies vorgeblich der Gang der modernen Wirtschaft sei, soll das österreichische Beispiel angeführt werden. In Österreich ist die Landwirtschaft nach wie vor wesentlich kleinflächiger strukturiert, d.h. auch die großen Höfe sind wesentlich kleiner als in Deutschland. Die Ursache ist keineswegs nur in der anderen, bergigen Landschaft zu suchen, die natürlich eine Rolle spielt, sondern gerade auch darin, dass hier die bäuerliche Wirtschaftsweise (und Kultur!) politisch nicht zerstört, sondern erhalten werden sollte. Die sozialdemokratische Regierung unter Bruno Kreisky hat dafür (nach entsprechendem öffentlichen Druck) das sogenannte Bergbauernprogramm geschaffen, durch das mit Steuermitteln dafür gesorgt wurde, dass möglichst viele Höfe weiterwirtschaften. Mit dem Anschluss an die EU ist dieses Programm, mit einer Übergangsfrist, gekippt worden.

⁵ Stellvertretend für andere wird in unserer Studie über die Warburger Börde ein Mischbetrieb detailliert vorgestellt: „Bäuerliches Wirtschaften statt betriebsökonomischer Rationalität: Eine Frage der Lebenseinstellung ...“ (S. 48-56); siehe auch „Familie M.“ (S. 85-89); ferner die Seiten 132-133; 146-147; 152-153; 160.

⁶ Aber auch in den Realteilungsgebieten Süddeutschlands und des Alpenraumes wird der Mann als Besitzer favorisiert. Erheblich gefördert wurde dieser Patriarchalismus durch das nationalsozialistische Erbhofgesetz, das einen einzigen männlichen Erben forderte. Dennoch wirkt die Realteilungstradition – jedes Kind, ob Sohn oder Tochter, erhält einen gleichen Anteil am Erbe – und deren Kultur bis heute nach, indem zum Beispiel eine wesentlich abwechslungsreiche Anbaupalette gepflegt wird, mit Obst, Gemüse, Kleintierzucht und Sonderkulturen. Denn die Realteilung brachte arbeitsintensivere Anbaukulturen hervor, verbunden mit Verarbeitungs- und Vermarktungskompetenzen. Außerdem hat die Realteilung kleinere Höfe hervorgebracht und kleine Höfe sind weit eher in Frauenhand als große, und zwar in ganz Europa.

subsistenz-orientierten Höfen anzutreffen und umgekehrt, die Bäuerin stützt diese Hofausrichtung.⁷

Zum anderen wirkt die bäuerliche Tradition im Konzept der Familientradition fort und hat selbst dort, wo die monokulturelle, industrielle Spezialisierung des „wachsen oder weichen“ gegriffen hat, wie etwa hinsichtlich der Schweinemast, die Entwicklung echter Agrarfabriken verhindert. Die agrarökonomischen Wachstumsberater bemühen sich in ihrem Sprachrohr, dem Landwirtschaftlichen Wochenblatt deshalb in den letzten Jahren verstärkt, dem landwirtschaftlichen „Unternehmer“, den sie auf diesem Wochenblatt-Weg schon aus dem Bauern gemacht haben, die Idee von zusätzlich zur Familienarbeitskraft angestellten Arbeitern oder Angestellten nahe zu bringen. Denn auch in den „Zukunftsbetrieben“, ebenfalls eine Sprachschöpfung der Landwirtschaftskammern, scheitern die nächsten Wachstumsschritte vielfach an der Hürde des Familienbetriebs. Statt sich noch weiter zu verschulden, sprich noch mehr Kredit aufzunehmen, um z.B. noch einen weiteren Schweinemaststall errichten zu können, ziehen viele Landwirte und Bäuerinnen es dann doch vor, die Hofwirtschaft aufzugeben oder mit der einen, jetzt noch wirtschaftenden Generation auslaufen zu lassen. So entsteht ein scheinbar paradoxes Phänomen: Vielfach sind es gerade die bislang erfolgreichen Höfe – im Wachstumssinn erfolgreich –, die aufgeben. Manche freilich müssen auch aufgeben, weil sie die Zinsen und Kredite nicht mehr bezahlen können, also in Konkurs gehen. Sie sind den anderen in ähnlicher Lage ein warnendes Beispiel und zusätzlich eine Bestätigung dafür, dass der bloßen Profitlogik zu folgen bedeutet, den Hof zu riskieren, jenen Hof, der von den Vorfahren ererbt, an die Nachfahren weitergegeben werden sollte. Bis zu dieser Schwelle, die agrarökonomisch auch Wachstumsschwelle genannt worden ist,⁸ bleiben auch die industriell betriebenen Höfe in ihrem Selbstverständnis *Bauernhöfe*. Tatsächlich unterscheiden sie sich von einem maximierungswirtschaftlich betriebenen, echten Industrieunternehmen – einer Agrarfabrik also – dadurch, dass der Gewinn eben nicht in die Erweiterung der Produktion gesteckt wird, oder in einen Kapitalfonds oder ähnliche Spekulationsobjekte, sondern auf dem Hof reinvestiert wird. Damit wird durch weitere Mechanisierung, Spezialisierung usw. zwar rationalisiert, wie in jedem Industriebetrieb auch, aber nicht um Arbeitsplätze einzusparen, sondern um den eigenen Arbeitsplatz zu erhalten, d.h. die Arbeit bei gleichzeitiger Erhöhung des Produktionsausstoßes bewältigen zu können und das nötige Einkommen zu erzielen. Das Ergebnis: Wenn wir den verwandten gewerblichen Mittelstand zum Vergleich heranziehen, dann ist die Landwirtschaft durch hohe Eigenkapitalquoten aber niedrige Kapitalrentabilität geprägt. In 2001 beträgt der Kapitaleinsatz pro Arbeitsplatz in der Landwirtschaft durchschnittlich 264.700 Euro, wohingegen er in der übrigen Wirtschaft rund 130.000 Euro, also die Hälfte beträgt. (Röckl, Lebendige Erde 5/2004)

Die Subsistenzorientierung der ländlichen Gesellschaft und der ländlichen Wirtschaft

⁷ Zur Zeit der Untersuchung sieht das Verhältnis der einzelnen Hoftypen folgendermaßen aus: 40% der Höfe in einer Größenordnung über 5 Hektar werden im Nebenerwerb bewirtschaftet, 28% sind große, sogenannte „Zukunftsbetriebe“ und 32% aller Höfe sind kleine und mittlere Haupterwerbsbetriebe. Was die Beteiligung der Frau in der Hofarbeit angeht, so hat eine Stichprobe folgende Verhältnisse ergeben: In 32 % der Fälle ist die Frauenarbeitskraft voll mit eingeplant, in 28 % ungefähr mit halber Arbeitszeit und in 39 % der Fälle wird die Hofwirtschaft von Stall und Acker vom Mann ganz allein, eventuell unter Mithilfe eines Altenteilers oder, als Ausnahmeerscheinung, eines Angestellten betrieben (S. 101).

⁸ Die „Wachstumsschwelle“ bezeichnet die statistische Linie unterhalb derer die Zahl der Betriebe abnimmt und oberhalb derer sie zunimmt. Die Wachstumsschwelle steigt kontinuierlich. Die Wachstumsschwelle steigt kontinuierlich. Sie lag Anfang der 1980er Jahre im alten Bundesgebiet bei 30 Hektar, 1990 bei 40 Hektar und sie liegt für 2003 bei 75 Hektar. Man sagt deshalb gegenwärtig auch, dass ein Hof einer Größe unter 75 Hektar sich ökonomisch nicht tragen könnte.

Die Ausrichtung der Menschen, die in der Warburger Börde landwirtschaftlich arbeiten, ist nicht nur hinsichtlich ihrer Hofwirtschaft sondern auch hinsichtlich des dörflichen regionalen Sozialgefüges nach wie vor bäuerlich geprägt. Und nach wie vor ist die gesamte ländliche Gesellschaft, einschließlich derjenigen, die nicht unmittelbar in der Landwirtschaft arbeiten, und das ist inzwischen die Mehrheit, dennoch von der landwirtschaftlichen Produktionsweise wie auch ihrer Kultur geprägt. Das örtliche soziale Leben zeichnet sich dementsprechend stark durch die Bemühungen um das soziale Miteinander und um einen hohen Grad der Gegenseitigkeit aus.

In den Orten der Börde gibt es mehr Vereinsmitglieder als Einwohner, denn jeder Bewohner und jede Bewohnerin ist in der Regel in mehreren Vereinen gleichzeitig tätig. Die Männer sind sozusagen „geborene Mitglieder“ des Schützenvereins und tatsächlich sind 85 – 90 % von ihnen auch de facto dabei, gefolgt von der Feuerwehr, dem Sport- bzw. Fußballverein, dem Musikverein und dem Gesangsverein. Dann gibt es noch eine ganze Reihe anderer Vereine, vom Landwirtschaftlichen Ortsverein (Ortsverband des Deutschen Bauernverbandes) über den Anglerverein bis hin zum Kolpingverein. Die Frauen sind, wofern katholisch und das ist die Mehrheit, „geborene Mitglieder“ des katholischen Frauen- und Müttervereins, des Landfrauenverbandes, auch wenn sie nicht unmittelbar mit der Landwirtschaft befasst sind, auch des Schützenvereins, des Musikvereins, des Kirchenchors, die jungen Frauen der Jazztanzgruppe und einige andere Vereine mehr. Zu den selbstverständlichen Aufgaben aller der genannten Vereine gehören Leistungen für die gesamte Landbevölkerung, sei es, dass der Anglerverein ehrenamtlich die Teiche reinigt oder Fischzucht in den Bächen aussetzt, oder der Musikverein bei allen weltlichen und kirchlichen Ereignissen aufspielt, so etwa drei Tage lang während des Schützenfestes, oder die Jazztanzgruppe während des Seniorencafés der Landfrauen ein einstudiertes Stück vorführt.

Das Bemühen um Gegenseitigkeit und Miteinander hat seine materielle Basis sowohl im formellen als auch im informellen Wirtschaften. Was das formelle Wirtschaften anbelangt, so geht der Dorfbewohner im neuen Anzug heutzutage zwar nicht mehr dem Schneider aus dem Weg, damit dieser ihn nicht mit dem Anzug von der Stange erblicke, noch deckt man schamhaft ein Tuch über die Lebensmitteleinkäufe beim Discounter, wenn man am kleinen Einzelhandelsgeschäft vorbeikommt, weil es keine Schneider mehr und äußerst vereinzelt nur noch kleine Einzelhändlerinnen gibt, aber dennoch werden die lokal anfallenden Aufträge an die lokalen Schreiner/ Zimmerleute, Maurer, Klempner, Schneiderinnen und an den Partyservice der heimischen Fleischerei vergeben oder was es sonst noch an handwerklichen und händlerischen Angeboten vor Ort geben mag. Der Grund für dieses Verhalten liegt in einem mehr oder minder diffusen Gefühl des Aufeinanderangewiesenseins, das aus der Zeit der realen Gegenseitigkeit in den Austauschbeziehungen etwa von Landwirtschaft und Handwerk, die bis in die 1970er Jahre galt, noch übrig geblieben ist (Müller 1998). Aber noch ist es in den Orten der Warburger Börde als Gefühl zumindest bekannt und kann als Anknüpfungspunkt für eine bewusste Rekonstruktion oder auch ein bewusstes neu Erfinden lokaler Wirtschaft dienen.

Vielleicht bedarf es dafür nur eines Anstoßes, wie etwa in England durch die Studie „Ghost Town Britain“, die anscheinend einiges in Bewegung gebracht hat. In dieser Studie wurde in Zahlen belegt, was alle eigentlich schon wussten, dass nämlich die gewerbliche Struktur in den kleinen Landstädten wegbricht, es keine Postämter, Bankfilialen und Apotheken mehr gibt und dass der Lebensmitteleinzelhandel verschwindet. Die Untersuchung hat dennoch in ganz England einiges Aufsehen erregt und Bemühungen geweckt, dem etwas entgegen zu setzen (new economics foundation 2003). Auch in der Börde sind bereits Ansätze in eine

ähnliche Richtung vorhanden. Die ehemalige Bürgerinitiative „Lebenswertes Bördeland und Diemeltal“, die sich gegen eine Hausmüll- und eine Giftmülldeponie mitten auf dem fruchtbaren Bördeland, gegründet hatte, konnte sich mit einer Landschaftsstation konsolidieren. Von hier geht die Initiative aus, sich in den Dörfern der Gegend Selbsthilfemaßnahmen gegen den Leerstand in den Ortskernen einfallen zu lassen. Von hier ging auch die Initiative für einen bundesweiten „Tag der Regionen“ aus, durch den das regionale Wirtschaften gefördert wird.

Wichtige Basis für die Orientierung auf das lokale Miteinander ist die Selbstversorgung. „Wer kein Viech hat oder kein Brot backt, der braucht auch keine Beziehungen“, sagt eine Frau aus dem Schützenverein. Sie arbeitet als Pharmareferentin, ist viel unterwegs, pflegt aber ihren Garten, ihre Hühner, backt ihr eigenes Brot und kümmert sich um ihre sozialen Beziehungen. Mit ihrem Ausspruch macht sie deutlich, dass Beziehungen zwischen Menschen einen materiellen, stofflichen „Kitt“ brauchen. Das Stroh für die Hühner bekommt sie von dem einen Vereinsfreund, das Mehl von einem anderen und wenn die Nachbarin schönen Salat hat und sie selbst noch keinen, dann geht sie hin und holt sich einen Kopf. Viele Frauen in den Orten der Börde bearbeiten einen Garten, allen Sprüchen zum Trotz, wie „bei Aldi ist es billiger“, oder „da kannst Du die Zwiebeln gleich in der Apotheke kaufen“. Letztlich gibt es keinen Haushalt ohne Garten, um den sich zumal lohnarbeitende Männer ebenfalls gerne kümmern. Da werden auch die Blumen für den Schmuck des Kirchenaltars gezogen, die sich die Küsterin einfach herausholen darf, oder in einem Garten der Buchsbaum für die Kranzgebilde der Landfrauen aus dem gesamten Dorf, oder in einem anderen der echte Wermut für das Kräuterbündel, das zur Krautweihe gesammelt wird.⁹ Mal abgesehen davon, dass sich zahlreiche Haushalte fast vollständig mit Gemüse, Salat, Obst und Blumen aus dem eigenen Garten versorgen. „Ohne Spritzmittel“, setzen die meisten sogleich hinzu.

Die Subsistenzproduktion ist Anlass für großzügiges Austauschen, man könnte auch sagen, für Geschenke auf Gegenseitigkeit (Vaughan 2002), aber sie ist auch Anlass zu Bezahlung, wobei dann jedoch anders, eben nicht rein rechnerisch abstrakt mit dem Geld umgegangen wird. Wenn nämlich die Dienste der Nachbarschaftshilfe oder Verwandtenhilfe nicht hinreichend durch Gegengaben ausgeglichen werden können, dann wird dafür zusätzlich Geld gegeben, mehr oder weniger, je nach dem Stand des „Gegenseitigkeitskontos“. Weil Geld fließt, läuft solche Arbeit in der allgemeinen Wahrnehmung Gefahr, als Schwarzarbeit diffamiert zu werden. Tatsächlich aber macht es einen entscheidenden Unterschied, ob die Arbeit ins Geflecht der lokalen Beziehungen eingebettet ist oder ob z.B. polnische Bauarbeiter auf einer Großbaustelle, ohne Sozialabgaben und Steuern schlicht nur als billige Lohnarbeitskraft vernutzt werden. Es ist der lokale mitmenschliche Bezug und der andere Umgang mit dem Geld, nämlich als Bestandteil einer lokalen Versorgungsökonomie, die den entscheidenden Unterschied ausmachen. Nicht das Geld für sich allein führt zu einer entfremdenden, ausbeuterischen Ökonomie, noch sollte es als die bestimmende Trennungslinie zwischen Subsistenzproduktion und kapitalistischer Produktion verstanden werden. Ganz im Gegenteil, gerade der andere Umgang mit dem Tauschmittel Geld in der Subsistenzversorgung, sowie die Tatsache, dass wir in der Warburger Börde vielfache Tauschbeziehungen angetroffen haben, in denen flexibel, in die Beziehungen eingebettet mit dem Geld umgegangen wird, lässt uns diese Praxis als möglichen Anknüpfungspunkt für die

⁹ Krautweihe oder Kroutwigge: Mitte August, zu Mariä Himmelfahrt wird in den Orten der Börde wieder verstärkt ein Bund aus 24 Heilkräutern gesammelt, das dann in der Kirche geweiht wird. Es diente in der Vergangenheit vor allem der Tiergesundheit und wird auch heute zum Teil noch im Stall aufgehängt.

Gestaltung einer menschlicheren, regionalen Wirtschaftsweise, als die globalisierte es ist, werten. Nicht das Geld ist das Problem, sondern der Umgang damit.¹⁰

So konnten wir auch feststellen, dass die informelle Ökonomie, als die wir die subsistenzorientierte lokale Versorgungsökonomie in großen Abschnitten bezeichnen können, zur Konsolidierung der lokalen und regionalen formalen Wirtschaftsbeziehungen beiträgt und nicht, wie auch vor Ort manchmal fälschlicher Weise behauptet, zu deren Aushöhlung. Ein gutes Beispiel ist die Hausschlachtung. Sie ist am Übergang von den informellen zu den formellen Arbeits- und Marktverhältnis anzusiedeln. Hausschlachter ist ein eigenständiger, selbstständiger, traditioneller Berufszweig. Klassischer Weise waren Hausschlachter früher im Sommer als Maurer tätig und im Winter haben sie auf den Höfen das Schwein für den Vorrat des Hauses geschlachtet und gewurstet. Dann kamen die Kinder der Nachbarschaft vorbei und wurden mit Fleisch und Brühe beschenkt, Freunden und Verwandten wurden ausgesuchte Stücke vorbeigebracht und bei der gemeinsamen Arbeit mit dem Hausschlachter ging es fröhlich zu. Bis heute bewahrt sich der Charakter des Schlachtfestes. Auch der Hausschlachter bekommt ein gutes Essen serviert, dazu den einen oder anderen Schnaps und er wird für seine Arbeit bezahlt. Nicht nur er selbst besitzt eine Lizenz, sondern sogar sein Haus, in dem er eine Wurstküche eingerichtet hat, nachdem immer weniger Häuser darüber verfügten, ist mit einer Lizenz für Hausschlachtungen ausgestattet. Über diese alten Rechte jenseits der üblichen Gewerbe- und Innungsordnungen der Fleischereien wird in den Dörfern eifersüchtig gewacht, denn sie ermöglichen jedem ländlichen Haushalt sich mit der *eigenen* Wurst zu versorgen.

Dafür wird ein Schwein von einem benachbarten Bauernhof gekauft, das meist auf Stroh gehalten und auch länger als üblich gefüttert wurde, damit die beliebte regionale, luftgetrocknete Mettwurst auch wie gewohnt ausfällt. Unter Mittag der Familienmitglieder wird das Fleisch dann in der Wurstküche nach eigenem Geschmack gewürzt und schließlich zuhause in den Vorrat gehängt. Obwohl es einfacher und billiger wäre, die Wurst in der Metzgerei zu kaufen, versorgen sich die meisten ländlichen Haushalte mit eigener Wurst und Schinken durch die Hausschlachtung. Sodass man meinen könnte, dass der Hausschlachter eine unliebsame Konkurrenz für die Fleischer sein müsste. In Wirklichkeit aber ist es genau umgekehrt. Es gibt in der Börde noch wesentlich mehr handwerkliche Metzgereien als in der Stadt, denn sie können auf ihre Stammkundschaft rechnen. Die geht davon aus, in ihrer Metzgerei eine Güte und Qualität anzutreffen, wie sie sie von zuhause und vom Hausschlachter gewohnt ist und kauft deshalb nicht aus der Kühlfleischtheke im Supermarkt oder von den Wurstpackungen bei Aldi.

Ausblick: Die Bedeutung der Subsistenzproduktion für den Widerstand gegen die wirtschaftliche Globalisierung

Auf lokaler Ebene ist der Übergang von der Selbstversorgung der Haus-Hof-Wirtschaft und der informellen Nachbarschafts- und Verwandtenhilfe hin zum formellen Wirtschaften fließend. Und das ist gut so. Dieser ständig präsente alltägliche Erfahrungshintergrund bindet auch die formelle Wirtschaft an das Nützliche, an das, was notwendig ist für ein gutes Leben, im Gegensatz zum Unnützen des Konsumismus, der das alltagsweltliche Pendant der

¹⁰ Die Erfahrungen mit einem anderen Umgang mit dem Geld lassen den Schritt zu einer regionalen Komplementärwährung nicht mehr so weit erscheinen. Regionale Währungen schaffen regionale Tauschkreise, d.h. sie sorgen für einen erhöhten Austausch von Gütern und Dienstleistungen innerhalb der Region. In Deutschland und auch in anderen Ländern gibt es inzwischen zahlreiche Initiativen dieser Art (vgl. dazu Kennedy/ Lietaer 2004).

ökonomischen Profitjagd ist. Deshalb ist die Subsistenzorientierung, wie wir sie für die ländliche Gesellschaft der Warburger Börde beschrieben haben und wie sie insgesamt in lokalen und regionalen Wirtschaftskreisläufen wirkt, das entscheidende Gegengewicht gegen die wirtschaftliche Globalisierung.

Der wirksamste Hebel, mit dessen Hilfe die wirtschaftliche Praxis der Globalisierung viele konsolidierte gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenhänge aufbricht, seien sie lokal, regional, national oder kontinental, sind die Abstraktheit des Geldes und die Anonymität der Ware. Oder richtiger gesagt, der Hebel besteht darin, dass diese beiden Phänomene in der Regel gar nicht mehr wahrgenommen werden, so als gehörten sie unabänderlich zu dem, was Wirtschaften ausmacht, dazu. Sie werden durch den Akt des Kaufens und Verkaufens, auch der Ware Arbeitskraft, alltäglich eingeübt und schaffen so ein Mentalitätsklima, in dem wirtschaftliche Aktivitäten nichts mehr mit mitmenschlichen gesellschaftlichen Prozessen zu tun zu haben scheinen. Das einzige reale, materiell erfahrbare Gegengewicht ist die Subsistenzproduktion, die eben, und das liegt an der Natur des Menschen, nicht völlig zum Verschwinden gebracht werden kann. So liefern uns der Alltag und die Lebensweltökonomie die Anknüpfungspunkte für eine andere wirtschaftliche und gesellschaftliche Praxis, allerdings nur wofern wir sie auch bewusst als solche wahrnehmen. Dazu wollen wir mit den subsistenzwissenschaftlichen Arbeiten beitragen. Mit anderen Worten, wir verstehen den subsistenztheoretischen Ansatz auch explizit als politischen Ansatz und zwar im zivilgesellschaftlich-politischen Sinn.

Aber die kulturelle, mentale Vereinnahmung durch die Lohn-und-Waren-Wirtschaft ist sehr weit fortgeschritten, so dass zumal wir Menschen im Norden kaum noch erkennen, wenn uns unsere gemeinsame Subsistenzbasis wie z.B. Wasser oder Luft entzogen werden, weil wir sie vorgeblich einfach kaufen können. Dieselbe Blindheit herrscht gegenüber der Privatisierung der Daseinsvorsorge und ihrer Kommerzialisierung im wachstumswirtschaftlichen Profitsinn. Der Ausbeutungsprozess im Zuge der wirtschaftlichen Globalisierung besteht aber gerade darin, dass immer noch mehr Bereiche der individuellen wie der gemeinschaftlichen Subsistenzversorgung kommerzialisiert, privatisiert und liberalisiert werden. Zwar handelt es sich dabei einerseits um die Fortsetzung des bekannten kapitalistischen Ausbeutungsmechanismus, andererseits aber gewinnt er durch die Verlagerung oder Ausweitung der Industrialisierung von der physikalischen Mechanik auf die Kommunikation und damit auf die unmittelbar zwischenmenschlichen Bereiche eine neue, gleichsam potenzierte Dimension. Die Beziehungen zwischen den Menschen werden maschinisiert und der Mechanismus dabei ist die kapitalistische Warenbeziehung, alles wird gekauft und verkauft, jede Lebensregung, um daraus Profit zu schlagen (Genth 2002). Die Selbstversorgung, vor allem die sozialen Selbstversorgungszusammenhänge der Hauswirtschaft, der Hofwirtschaft, genauso wie die der unmittelbaren Versorgung der Kinder gehen zunehmend in die Hände profitabel wirtschaftender (Dienstleistungs)Konzerne über. Der anonymisierte Akt des Kaufens ersetzt immer vollständiger den personalisierten Akt des Austauschens.

Die deutsche SPD/ Die Grünen-Regierung hat dabei in den letzten Jahren noch erheblich nachgeholfen. Nun muss die alleinerziehende Mutter, die bislang von Arbeitslosenhilfe oder Sozialhilfe lebte, um die Kinder selbst versorgen zu können, dieselbe Arbeit für einen zusätzlichen „Lohn“ von 1 Euro pro Stunde in einem Kindergarten leisten. Weil es „Lohnarbeit“ ist, gilt diese Arbeit nun als Arbeit. Sie legitimiert sich als solche einzig dadurch, dass sie der Profitschöpfung dienlich ist; wenn vielleicht im Moment noch nicht direkt, weil der Kindergarten noch nicht privatisiert worden ist, dann auf alle Fälle tendenziell, denn der 1-Euro-Job ist Bestandteil des Projektes, durch das zum ersten Mal in

der deutschen Geschichte der Staat selbst qua Gesetz einen Niedriglohnsektor schafft. Hilflos stehen die deutschen Gewerkschaften und steht die deutsche Linke vor diesem Phänomen. Denn sie haben es versäumt, eine emanzipatorische Perspektive von der selbstversorgenden Eigenmacht her zu denken, oder die Ansätze, die dazu in der Frauenbewegung vorhanden waren, aufzugreifen. Sie erleben nun, welcher Alptraum es ist, wenn alles, aber tatsächlich alles gekauft und verkauft ... nicht werden kann, sondern werden muss. Die uralten Kämpfe, die einzig und allein darin bestanden, das Kapital unter Druck zu setzen, etwas mehr von dem Kuchen abzugeben, also mehr Lohngeld zu zahlen, werden obsolet und die dabei errungenen Siege lösen sich in Luft auf.

Das Wissen und die Erfahrung, wie es anders gehen kann in Abwehr gegen die kultur- und mentalitätsimperialistische globalisierte Maximierungswirtschaft liegt bei denen, die bislang am wenigsten aktiv an ihr beteiligt waren und die am meisten von der Subsistenzversorgung verstehen, nämlich bei den Bäuerinnen und Bauern, vor allem im indigenen Süden, aber auch bei uns im Norden, sowie bei den Frauen (Bennholdt-Thomsen/ Holzer/ Müller 1999).

Literatur

- Baier, Andrea/ Bennholdt-Thomsen, Veronika/ Holzer, Brigitte (2005): Ohne Menschen keine Wirtschaft, oder: Wie gesellschaftlicher Reichtum entsteht, München: oekom.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1981): Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion, in: Gesellschaft, Beiträge zur Marxschen Theorie, Nr. 14, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 30-51.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika/ Faraclas, Nicholas/ Werlhof, Claudia von (Hg.) (2003): There Is an Alternative. Subsistence and Worldwide Resistance to Corporate Globalization, Zed Books, London und Spinifex Press, Victoria 2001 (dt.: Subsistenz und Widerstand. Alternativen zur Globalisierung, Wien: Promedia, 2003).
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (2003 a): Wovon leben unsere Städte wirklich? Subsistenzorientierung statt Geldorientierung, in: Werlhof, Claudia von/ Bennholdt-Thomsen, Veronika/ Faraclas, Nicholas (Hg.), Subsistenz und Widerstand. Alternativen zur Globalisierung, Promedia, Wien: promedia, S.242-254
- Bennholdt-Thomsen, Veronika/ Holzer, Brigitte/ Müller, Christa (Hg.) (1999): Das Subsistenzhandbuch. Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika, Wien: Promedia.
- Genth, Renate (2002): Über Maschinisierung und Mimesis. Erfindungsgeist und mimetische Begabung im Widerstreit und ihre Bedeutung für das Mensch-Maschine-Verhältnis, Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Gorz, André (1989): Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft, Berlin: Rotbuch.
- Kennedy, Margrit/ Lietaer, Bernard A. (2004): Regionalwährungen. Neue Wege zu nachhaltigem Wohlstand, München: Riemann.
- Marx, Karl (1962): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Bd. 1, MEW 23, Berlin: Dietz.
- Mies, Maria (1994): Brauchen wir eine neue „Moral Economy“?, in: Politische Ökologie, Sonderheft „Vorsorgendes Wirtschaften“, hrsg. von Busch-Lüty, Christiane/ Jochimsen, Maren/ Knobloch, Ulrike/ Seidl, Irmi, München: oekom, 18-21.
- Müller, Christa (1998): Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Regionalisierung, Frankfurt a.M./ New York: Campus.

- Neusüß, Christel (1990): Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt (1983), in: dies.: Mit meinem inzwischen feministisch geschulten Blick ..., Fachhochschule für Wirtschaft Berlin, fhw forschung 18/19, Mai 1990, 114-141.
- new economics foundation (nef) (2003): Ghost Town Britain II. Death on the High Street. How Britain's local economies are losing ground *and* fighting back, London: nef.
- NW= Neue Westfälische, Tageszeitung, Bielefeld.
- Scott, James C. (1977): The Moral Economy of the Peasant. Rebellion and Subsistence in Southeast Asia, New Haven/ London: Yale University Press .
- Shiva, Vandana (2005): ZNet Kommentar 11.05.2005, <http://www.zmag.org/sustainers/content/2005-05/11shiva.cfm>, übersetzt von: Andrea Noll, Originalartikel: Vandana Shiva, "How To End Poverty: Making Poverty History And The History Of Poverty".
- Thompson, E. P. (1979): The Making of the English Working Class, Hammondsworth: Penguin.
- Vaughan, Genevieve (2002): For-Giving. A Feminist Criticism of Exchange, Austin: Anomaly Press.
- World Bank (1975): Agricultural Credit, Sector Policy Paper, May 1975.